

GÜNTER MÜCHLER

NAPOLEONS HUNDERT TAGE



THEISS



Der Hut, den Napoleon bei Waterloo trug, kam nach der Schlacht in den Besitz von Feldmarschall Blücher, zum Ende des Zweiten Weltkriegs als Beutestück der Roten Armee nach Moskau und befindet sich heute im Deutschen Historischen Museum in Berlin.

Günter Mächler

Napoleons
Hundert Tage

Eine Geschichte von
Versuchung und Verrat

THEISS

Impressum

Meiner Familie

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG
© 2014 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Umschlaggestaltung: Stefan Schmid Design, Stuttgart
Umschlagbild: Gemälde, 1845, von Paul Delaroche, Leipzig, Museum der Bildenden Künste. Foto: akg-images
Redaktion: Kristine Althöhn, Mainz
Gestaltung und Satz: Anja Harms, Oberursel
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-2965-3

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-2980-6
eBook (epub): 978-3-8062-2981-3

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

Inhaltsverzeichnis

I. EIN DRAMA IM ZEITRAFFER

Allein mit der Waffe des Charismas
Eine Gesellschaft im Stresszustand
Die Versuchung
Despot der Erinnerung

II. STURZ AUS DEM OLYMP

Der Abschied
Die Marschälle putschen
Kaiser von Lilliput
Ludwig XVIII., von Gottes Gnaden König
Talleyrand trumpft auf
Napoleon spielt Komödie
Marie-Louise
„Bin ich etwa tot?“

III. DER FLUG DES ADLERS

Zurück nach Hause
Der Kriegsminister wird sehen
Der Zauber wirkt noch
Triumph in Grenoble
Monsieur macht sich davon
Kaiser der Sansculotten?
Michel Ney
„Wer schreibt heute noch so?“
Der König will nicht sterben

IV. NICHTS IST WIE FRÜHER

Die Zeit läuft davon
Paris schaut zu
Verlust der Pantoffeln
Der Feind der Welt
Murats Tollheit
Die rote Mütze passt ihm nicht
Benjamin Constant
Das liberale Kaisertum

V. WATERLOO

Eine Aufholjagd
Siegen oder untergehen
15. Juni
16. Juni
17. Juni
18. Juni
Schnell dreht sich das Glücksrad
Das Laster und das Verbrechen
Am Ende der Welt

VI. VOM LEBEN EINES TOTEN

Die Macht der Legende
„Erzählen Sie uns vom Kaiser!“
Nachträge

Zeittafel

Literatur

Personenregister

Bildnachweis



I. Ein Drama im Zeitraffer

Vitry zu Chasseceour: „Na, still, nur still –
in unsrem schönen Frankreich
blüh'n jeden Lenz das Veilchen,
der Frohsinn und die Liebe wieder neu –,
Veilchenvater kommt auch zurück.“

(CHRISTIAN-DIETRICH GRABBE: *Napoleon oder die hundert Tage*)

Allein mit der Waffe des Charismas

In den ersten Jahren, die auf die Verbannung Napoleons nach Sankt-Helena folgten, wurde Frankreich regelmäßig im März von einer sonderbaren Krankheit heimgesucht. Es handelte sich um eine Art kollektiver Halluzination, die besonders stark in bonapartistischen Bastionen wie Lyon oder Grenoble auftrat und die mit der Erwartung an eine unmittelbar bevorstehende Rückkehr des Kaisers verbunden war. Dem März-Fieber lag ein klar zu benennendes Ereignis zugrunde. Am 1. März 1815 war Napoleon, von Elba, seinem ersten Exil, kommend, im Golf von Jouan bei Cannes gelandet. Von hier aus gelang es ihm, Frankreich im Sturm zu erobern und den König aus dem Land zu vertreiben. Sein Marsch auf Paris eröffnete die Herrschaft der Hundert Tage.

Unter den Hundert Tagen versteht man die Zeitspanne, die vom 20. März 1815, dem Datum von Napoleons Staatsstreich, bis zur Abdankung am 22. Juni reicht.¹ Man kann sie entweder als relativ folgenloses Intermezzo oder als großes Geschichtsdrama im Zeitraffer ansehen. Für die erste Betrachtungsweise spricht, dass Napoleons Comeback schlussendlich mit einem glatten Misserfolg endete: Der König zog wieder in die Tuileries ein. Napoleon wurde von dem vergleichsweise angenehmen Elba auf das unwirtliche Sankt-Helena zwangsumgesiedelt. So gesehen hätte der Weltgeist, gäbe es ihn denn, sich mit den Hundert Tagen nichts weiter als eine Extravaganz geleistet, eine schauerliche allerdings, denkt man an die vielen Toten von Waterloo.

Wer dagegen die Hundert Tage als grandiosen Geschichtsmoment begreift, denkt vor allem an den „Flug des Adlers“. Napoleons überraschendes Eindringen in Frankreich, der spektakuläre Marsch auf Paris und der gewaltlose Triumph seiner elfhundert Köpfe zählenden Miniatur-Streitmacht über die fast 200000 Mann des Königs riss sowohl Freunde wie Feinde hin. Der Dichter Chateaubriand, ein Royalist, sprach bewundernd von der „Invasion eines Landes durch einen Mann“, Germaine de Staël, die stets eine scharfe Feder gegen Napoleon führte, von einem „der größten Entwürfe der Kühnheit, die man in der Geschichte finden kann“. Balzac rief entzückt aus: „Das ist das größte Wunder, das Gott vollbracht hat.“

Zweifellos begünstigten bestimmte Umstände den erstaunlichen Erfolg des Kaisers. Die Bourbonen, die 1814 auf Frankreichs Thron zurückgekehrt waren, hatten es geschafft, sich in kurzer Zeit unbeliebt zu machen. Das lag weniger an Ludwig XVIII. Der aufgrund seiner Korpulenz und seiner schleppenden Fortbewegungsweise äußerlich wenig imposante König entpuppte sich als vergleichsweise vernünftiger Herrscher. Statt sich an diejenigen zu rächen,

denen er sein langes und erniedrigendes Exil verdankte, bemühte er sich nach Kräften um Aussöhnung. Allerdings reichten seine Kräfte nicht aus, um den eigenen Anhang zu mäßigen, der sehr viel radikaler dachte als er und nur zu gern die Verhältnisse von vor 1789 erneuert hätte. Als Hypothek erwiesen sich auch die Umstände der bourbonischen Restauration. Man hatte die Franzosen nicht gefragt, ob sie die alte Dynastie wieder auf dem Thron sehen wollten, deren letzter König, Ludwig XVI., in den Revolutionswirren hingerichtet worden war. Wie ihre Gegner höhnisch sagten, waren die Bourbonen im „Gepäckwagen“ der Sieger zurückgekehrt. Das belastete Ludwigs Ansehen vor allem in der Armee. Trotzdem kann man nicht behaupten, dass Frankreich sich Anfang 1815 in einem aufgewühlten oder gar vorrevolutionären Zustand befunden hätte.

Zu einer ernsthaften Prüfung der Belastbarkeit des neuen Regimes kam es erst durch die Gegenüberstellung mit dem Mann, der das Land fast 14 Jahre lang regiert hatte, zuerst als Konsul, dann als Kaiser. Und das Unwahrscheinliche geschah: Je näher Napoleon Paris kam, desto mehr schwoll seine Streitmacht an. Regimenter, die ihn aufhalten sollten, liefen zu ihm über. Bauern und Handwerker schlossen sich den Soldaten an. Der Sturmgewalt dieses Plebiszits hielt die Königsherrschaft nicht stand. Wie ein Kartenhaus stürzte sie zusammen.

Kein Feldzug des Korsen war glänzender als der „Adlerflug“. Er überstrahlte selbst die Sonne von Austerlitz. Oft hatte man Napoleon einen Kriegsgott genannt. Bis zur Katastrophe in Russland 1812 war er von Sieg zu Sieg geeilt. Diese Schlacht aber gewann er nicht mit Kanonen, sondern allein mit der Waffe des Charismas. Das hatte seine Logik. Denn angesichts der höchst ungleichen Verteilung der Mittel musste er ein militärisches Kräftemessen unbedingt vermeiden. Also wählte Napoleon die psychologische Arena. Im Fernduell mit Ludwig XVIII.

diente ihm das Wort als Artillerie, die Symbole ersetzten die Reiterei. Bei Laffrey, einem kleinen Ort in der Dauphiné, hätte die Ballade der Invasion ein vorzeitiges Ende finden können. Schussbereit stand ein Bataillon des Königs den Insurgenten gegenüber. Aber als sich Napoleon im *bicorne*, dem legendären Zweispitz, und in seinem berühmten langen Mantel, der *redingote grise*, den Soldaten zeigte, brachen sie förmlich zusammen und verweigerten den Schießbefehl.

Nie hatte Napoleon mit höherem Einsatz gespielt. Das Charisma ist eine Macht, bei der sich erst im Anwendungsfall herausstellt, ob sie überhaupt vorhanden ist. Der Kaiser konnte sich nicht sicher sein. Immerhin war der Nimbus seiner Unbesiegbarkeit spätestens seit der Völkerschlacht von Leipzig zerbrochen. Bei der Fahrt ins Exil wäre er vom aufgebrachtten Pöbel beinahe gelyncht worden. Aber der alte Zauber wirkte noch, und wie er wirkte! Viele Jahre später fragte Balzac schwärmerisch: „Hatte es vor ihm jemand gegeben, der ein Reich nur dadurch eroberte, daß er seinen Hut zeigte?“

Es funktionierte auch noch einmal Napoleons meisterliche Sprachgewalt. Die Proklamationen, die der Kaiser nach der Landung in Frankreich verbreiten ließ, waren Spitzenleistungen der Propaganda. Sie trafen genau den Nerv jener Schichten, die die Wiederkehr der feudalen Vorrechte fürchteten oder sich – wie viele in der Armee – durch die Bourbonen um ihr Ansehen gebracht sahen. Ihnen bot sich Napoleon als Retter an, als Feldherr, der die geraubten Rechte der Nation zurückholen würde. „Der Adler in den nationalen Farben wird von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, bis zu den Türmen von Notre Dame.“ Vor der Bildkraft seiner Ansprache gingen alte Haudegen in die Knie. „Wer schreibt heute noch so? So muß man zu den Soldaten sprechen!“, rief der Marschall Ney verzweifelt aus, als er die Proklamationen las. Ney wollte Napoleon in einem „eisernen Käfig“ fangen. Hoch und heilig hatte er es

dem König versprochen. Am Ende entschied er sich für Napoleon und für die ruhmreiche Vergangenheit, die auch die seine war. Ney wurde zum Verräter.

Eine Gesellschaft im Stresszustand

Die Geschichte der Hundert Tage hat viele Gesichter. Ihr hässlichstes ist der Verrat. Ney war bei Weitem nicht der Einzige, der eidbrüchig wurde. Damit das Wunder des Machtwechsels ohne Blutvergießen geschehen konnte, mussten 1000 Eide gebrochen werden. Verraten wurde der König; auch Napoleon wurde verraten. Alle Arten des Verrats begegnen uns in dem winzigen Zeitfenster der Hundert Tage, neben dem Bruch der Gefolgschaftstreue auch der Liebes- und der Ideenverrat. Vielfältig waren die Motive: Verraten wurde aus Berechnung oder aus Schwäche. Am häufigsten kam es zum Verrat durch den Zwang der Verhältnisse.

Zum Verrat gehört zwillingshaft die Verschwörungstheorie. Der Verrat ist wirklich, die Verschwörungstheorie täuscht eine Wirklichkeit vor. Napoleon bediente sich in den Hundert Tagen der Verschwörungstheorie zur Rechtfertigung seines Handelns, die Bourbonen zur Erklärung ihres Versagens. Napoleons Proklamation an die Armee begann mit dem Satz: „Soldaten, wir sind nicht besiegt worden. Zwei Männer aus unserer Mitte haben unsere Lorbeeren, ihr Vaterland, ihren Fürsten, ihren Wohltäter verraten.“ Der Kaiser spielte damit auf die Marschälle Marmont und Augerau an. Sie hatten im Frühjahr 1814 eigenmächtig die Waffen gestreckt. Die von der Königspartei aufgetischte Dolchstoßlegende bestand in der Behauptung, Napoleons Invasion sei ein von langer Hand vorbereitetes, abgekartetes Spiel gewesen, nur deshalb habe sie gelingen können. Für eine Militärverschwörung konnte nie der

Beweis gefunden werden. Aber die Urheber von Verschwörungstheorien fühlen sich in der Regel nicht aufgefordert, Beweise zu liefern. Sie vertrauen auf die Gutgläubigkeit der Menge.

Als Kinder der Revolution waren die Franzosen für Verschwörungstheorien besonders zugänglich. Der neue Mensch, den die Revolution hervorbringen wollte, war zur Enttäuschung ihrer Prediger genauso wie der alte, nicht besser und nicht schlechter. Sein Unglück war, dass ihn die Serie schwerer Erdstöße, die Frankreich seit dem Bastillesturm erschütterte, einfach überforderte. Wer in Frankreich 1780 geboren war, hatte als 35-Jähriger zwei Könige und einen Kaiser erlebt, nicht mitgerechnet den als Knaben gestorbenen Ludwig XVII. und Napoleon II., des Kaisers unglücklichen Sohn. Er war unter einer absoluten Monarchie aufgewachsen und hatte dann nacheinander die konstitutionelle Monarchie kennengelernt, die Konventsherrschaft, die Anarchie, das Direktorium, Konsulat und Kaisertum. Als pflichtbewusster *citoyen* hatte er versucht, den Geist von nicht weniger als sieben Verfassungen zu verstehen. Er hatte erfahren, dass es lebensgefährlich sein konnte, mit Perücke und Seidenstrümpfen gesehen zu werden, hatte sich an einen neuen Kalender gewöhnen müssen, dann wieder an den alten, und war Zeuge geworden, wie der liebe Gott mithilfe des großen philosophischen Exorzismus aus dem Himmel verbannt und sein Platz von einem sogenannten „Höchsten Wesen“, dem *être suprême*, eingenommen wurde.

In der Revolution blühten die Tugenden ebenso wie die Untugenden. Die größten Untugenden waren die der Unduldsamkeit und des Misstrauens. Beiseitestehen machte verdächtig, zu viel Aktivität auch. Als der Abbé Sieyès, der mit seinem Werk über den Dritten Stand dem großen Umbau eine Bresche geschlagen hatte, einmal gefragt wurde, was er unter der Herrschaft des Terrors gemacht habe, antwortete er schlicht: „Ich habe gelebt.“

Verdient das Chamäleon Tadel, weil es in Deckung geht? Es führten doch gerade die Alphetiere der Revolution vor, dass die Gefahr, gefressen zu werden, eine sehr reale war. Sie brachten sich gegenseitig um, einer nach dem anderen. Der „Rechtsgrund“ war immer derselbe: Verschwörung. Marat nannte in seiner Zeitung die Verdächtigen mit Namen und Hausnummer. Das machte ihn, verglichen mit Robespierre, dem „Unbestechlichen“, fast sympathisch. Bei Robespierres Verschwörungstheorien merkten die Adressaten immer erst dann, dass sie gemeint waren, wenn sie verhaftet wurden. Die Opfer waren meist auch Täter gewesen. „Mirabeau hatte das *Ancien Régime* denunziert, bevor er von Barnave denunziert wurde, den wiederum Brissot denunzierte, den Desmoulins denunzierte, um dann von Robespierre denunziert zu werden, der solange der ‚Unbestechliche‘ hieß, bis er durch die Gnade des *Thermidor* als freiheitsmörderischer Despot abgeurteilt wurde“, schreibt Jean Tulard. Die Revolution meinte es wahrhaftig ernst. „Ach, zu meiner Hochzeit kamen sechzig Freunde, alle sind tot oder ausgewandert“, klagte Camille Desmoulins, der journalistische Barde Robespierres, bevor er den Richtkarren bestieg.

Dass die Revolution in Schüben wie Saturn ihre eigenen Kinder verschlang, erhöhte den Stresszustand einer zutiefst verunsicherten Gesellschaft. Anfangs hatten nur der Adel und der Klerus, die früheren Stände eins und zwei, Grund gehabt, sich zu fürchten. Vordem privilegiert, waren sie nun mit dem Kainsmal der falschen Klassenzugehörigkeit gekennzeichnet. Sie waren die *cidevants*, die Ehemaligen, die, wenn sie nicht ins Ausland flohen, viel Mühe darauf verwendeten, entweder unsichtbar zu sein oder umgekehrt als besonders radikal aufzufallen. Durch die Beschleunigung der Revolution wurden immer neue Gruppen zu *cidevants* gestempelt: die Girondisten, die Dantonisten, die Hébertisten, schließlich die Robespieristen. Wer der Guillotine entkommen war,

blieb als gefährdete Ablagerung einer faktisch und moralisch ausgemusterten Gattung zurück.

Der Krieg der Republik gegen die königstreue, aufständische Vendée trieb das Quecksilber des Fieberthermometers weiter in die Höhe. Er kostete einer Viertelmillion Menschen das Leben, er spaltete das Land und zerstörte, wie jeder Bürgerkrieg, ungezählte Loyalitäten. In Victor Hugos Erzählung „1793“ ist der Marquis de Lantenac, Feldherr der „weißen“ Royalisten, der Großonkel des Vicomte de Gauvain, der die „blauen“ Kämpfer der Republik anführt. Die Charakterrolle des gnadenlosen Tugendwächters hat in „1793“ Cimourdan inne, den der Wohlfahrtsausschuss als politischen Kommissar ins Kriegsgebiet schickt. Gerade weil Cimourdan als ehemaliger Priester prinzipiell verdächtig ist, hält ihn Danton für besonders geeignet: „Wenn die Priester gut sind, sind sie besser als die anderen.“ Die guten Priester waren die, die entweder die Soutane abgelegt oder den Eid auf die Verfassung geleistet hatten. Den „Konstitutionellen“, wie man sie nannte, standen die „Refractaire“ gegenüber. Sie verweigerten standhaft den Eid und riskierten dafür den Tod oder die Strafinseln. Allein im Winter 1792/93 flohen zwischen 25000 und 30.000 Priester ins Ausland. Das Schisma des Klerus stürzte jeden, der der Kirche anhing, in einen Konflikt, der unauflösbar war, weil er nur ein Entweder-Oder zuließ. Die „Refractaire“ verrieten in den Augen der Republikaner den Staat, die „Konstitutionellen“ in den Augen der Frommen die Kirche. Verräter waren sie allesamt, dazu gemacht durch die Verhältnisse.

Der für die Revolutionsjahre typische Verrat verdient indessen kaum dieselbe unerbittliche Verurteilung wie jene Art des Treuebruchs, für die Dante in seiner kosmischen Raumverteilung den untersten Kreis der Hölle vorsah. In vielen Fällen war er tragisch, weil unvermeidlich, in anderen lässlich. Vor die Wahl gestellt, sich den

Verhältnissen zu widersetzen oder mit ihnen Schritt zu halten, entschieden sich die meisten für die opportunistische Variante. Die Angst, bloßgestellt zu werden, war ja keineswegs eingebildet. Mit dem *loi des suspects*, dem terroristischen Verdachtsgesetz, waren die Verdächtigten gezwungen zu beweisen, dass sie zu Unrecht verdächtigt wurden. Das vereinfachte die Absicht enorm, einen politisch Andersdenkenden zu massakrieren oder einen unliebsamen Nachbarn oder eine langweilige Ehefrau loszuwerden. In einer jakobinischen Theaterkomödie mit dem Titel „Der republikanische Ehemann“ zeigte ein Gatte seine Frau, mit der er unzufrieden war, beim Revolutionskomitee an. Die Frau wurde guillotiniert. In dem Moment, wo sich der Theatervorhang senkte, trat der Autor vors Publikum und erklärte: „Ich bin sicher, es ist kein einziger Mann unter uns, der nicht genauso handeln würde wie mein republikanischer Ehemann.“ Auf dem Höhepunkt des Machtkampfs im Konvent ermahnte Robespierre, nachdem er einen seiner Lieblingssätze angebracht hatte – „die Verschwörer sind unter uns“ – seine Abgeordnetenkollegen: „Verleumden Sie das Misstrauen nicht ...!“ Wo die Denunziation zur Tugend erhoben wird, ist es schwer, anständig zu bleiben.

Mit dem Staatsstreich des 18. und 19. *Brumaire*² und der Machtübernahme durch Napoleon kehrte Ruhe in Frankreich ein. Der Bürgerkrieg wurde beendet, der Druck auf die Gewissen ließ nach. Der Verrat war kein Massenphänomen mehr, sondern „großen Tätern“ wie Talleyrand oder Fouché vorbehalten. Erst 1815 kam der Verrat wieder in Schwung. Es war kein Zufall, dass im Juli, die Hundert Tage waren gerade vorüber, in Paris der *Dictionnaire des Girouettes*, das „Lexikon der Wetterfahnen“ erschien. Es versammelte in alphabetischer Reihenfolge die Namen mehr oder minder bekannter

Zeitgenossen, die sich nach Ansicht des Autors in der Revolutionsära als „Wetterfahnen“ (*girouettes*) hervorgetan hatten. Dem Text vorangestellt war eine kolorierte Zeichnung mit einem Dienstmann in Fantasieuniform. Dieser Dienstmann, halb Soldat, halb Clown, heftete an die Flügel einer Windmühle Flugblätter, jedes für eine Regierungsform, die Frankreich in den letzten 25 Jahren ausprobiert hatte. Die Allegorie war mit dem Ausspruch eines persischen Dichters unterschrieben: „Wenn die Pest Pensionen verleihen könnte, fände selbst sie Schmeichler und Diener.“³

Die Ursache des besonders hohen Drehmoments der Wetterfahnen 1815 lag in einer unerhörten Verdichtung grundstürzender Ereignisse. Im Frühjahr 1814, nach der ersten Abdankung Napoleons, standen die langjährigen Gefolgsleute des Kaisers vor der Frage, wie sie sich zu Ludwig XVIII. verhalten sollten. Noch nicht einmal ein Jahr später stellte sich die Loyalitätsfrage erneut. Die unvermutete Rückkehr Napoleons setzte mit einem Schlag die komplette Funktionselite – Marschälle und Präfekten, Abgeordnete und Bürgermeister – unter Bekenntniszwang, Entkommen unmöglich. In Bedrängnis gerieten vor allem die Generäle. Auf sie baute der König. Sie sollten den Eindringling aufhalten, ihrem Eid gemäß. Die Schwierigkeit bestand darin, dass die Generäle diesem Eindringling alles verdankten, nicht zuletzt ihre soziale Stellung und ihren Reichtum. Die wenigsten gingen mit wehenden Fahnen zu ihrem alten Führer über. Einige lösten den Konflikt in der Weise, dass sie einfach dem Plebiszit ihrer Soldaten folgten. Die meisten hielten den feuchten Finger in den Wind, hoffend, am Ende auf der siegreichen Seite zu sein.

Die Hundert Tage waren eben nicht nur ein Heldenepos. Sie lieferten auch reichlich Stoff für die ewig trübselige Geschichte von Menschen, die schuldig werden, weil die Verhältnisse stärker sind als sie. In diesem Buch ist

beispielhaft dem Marschall Ney, der den König verriet, ein eigener Abschnitt gewidmet, der Kaiserin Marie-Louise ein weiterer. Auch für sie bedeutete Napoleons Rückkehr eine Zerreißprobe: Marie-Louise verriet ihren Gatten. Benjamin Constant vertritt die Stelle des Ideenverrätters. „Fünfundzwanzig Jahre Revolution haben mich gelehrt, mich über keinen Betrug und keine Absurdität aufzuregen“, hatte der lebenserfahrene liberale Denker geäußert. Die Erkenntnis hinderte ihn nicht daran, selbst zum Wendehals zu werden. Noch während Napoleon unterwegs nach Paris war, überhäufte Constant ihn öffentlich mit Abscheu und Empörung. Kaum war Napoleon in die Tuileries eingezogen, erlag der Intellektuelle der Verführung der Macht.

Die Versuchung

Die Macht zu erhalten, erfordert andere Voraussetzungen, als sie zu erobern. Mit Glück, Geschick und einer treffsicheren Propaganda hatte Napoleon sein waghalsiges Kommandounternehmen zum Erfolg geführt. Gegen ihn, den modernen, charismatischen Führer hatte Ludwig XVIII. keine Chance. Napoleon war wieder der *stupor mundi*, der Mann, der alle Welt in Erstaunen versetzt, weil ihm auch das für unmöglich Gehaltene gelingt. Aber wozu wollte er die Macht gebrauchen? Und wie wollte er sie festhalten?

Als Erster Konsul hatte er den Franzosen den inneren Frieden versprochen, und sie waren ihm willig gefolgt. Er hielt das Versprechen und sicherte dadurch die Macht, die er mit dem *Brumaire*-Putsch 1799 an sich gerissen hatte, für lange Zeit. Dem Staatsstreich vom 20. März 1815 fehlte ein vergleichbares Programm. Die Erwartungen an den Rückkehrer waren diffus. Gewiss, Napoleon bot sich an als Garant gegen die Arroganz des Adels und gegen den Rückfall in vorrevolutionäre Zustände. Damit entsprach er

den Wünschen der Mehrheit. Aber die Franzosen wollten auch keinen Krieg mehr. Sie wollten nicht zurück zu den unaufhörlichen Aushebungen, die die letzte Strecke des *Empire* zu einer Drangsal gemacht hatten, und stattdessen die Vorzüge der lange entbehrten Normalität genießen. Trotzdem bejubelten sie einen Mann, der doch nichts als den Ausnahmezustand verhieß.

Napoleon spürte, dass er sich nicht einfach restaurieren konnte. „Ich kam als ein anderer zurück“, erklärte er später auf Sankt-Helena. Auch das Land war in den 300 Tagen seines ersten Exils ein anderes geworden. Auf dem Weg durch die Dauphiné und besonders in Lyon wurde Napoleon von den Hassausbrüchen gegen Adel und Klerus überrascht. Er bediente den wieder aufflammenden Jakobinismus mit Worten, und bis zum Ende der Hundert Tage blieb das linke Bündnis für den Kaiser eine Möglichkeit. Doch er konnte sich nicht entschließen, die „Stiefel von 1793“⁴ anzuziehen, und bevorzugte einen Pakt mit den Besitzenden. Er ließ eine Verfassung zu, den *Acte additionnel*, der eine entschieden liberale Handschrift trug. Indessen, der Versuch, sich neu zu erfinden, verwirrte mehr, als dass er ihm Zustimmung eingetragen hätte. Denn die Jakobinerpartei war enttäuscht, die Liberalen trauten Napoleon nicht, und die Presse, die sich nun nahezu ungehindert entfalten konnte, dankte dem Kaiser die neue Freiheit schlecht. Letztlich erwies sich die liberale Wende als kapitaler Fehler im Sinne einer falschen Schrittfolge. Den drohenden Krieg vor Augen hätte Frankreich jetzt noch einmal den „alten Napoleon“ gebraucht, den Alleinherrscher, der ohne konstitutionelle Fesseln das Land abwehrbereit machte.

Der Krieg war unausweichlich. Mag sein, dass sich Napoleon anfangs etwas vorgemacht hatte. Er war über die Krise, in die der Kongress von Wien durch den sächsisch-polnischen Konflikt geraten war, im Bilde. Bei der Abfahrt

von Elba nahm er an, der Kongress habe sich aufgelöst und die Spitzen der ehemaligen Koalition seien auf dem Weg nach Hause. Er irrte sich. Wenn es irgendetwas gab, die europäischen Souveräne ihre Zwietracht vergessen zu machen, dann war es Napoleons Wiedererscheinen auf der Bühne. Keinen Moment zögerten Russland, Österreich, England und Preußen, Napoleon als „Feind und Störer der Ruhe der Welt“ zu ächten. Es half ihm nichts, dass er seine friedlichen Absichten beteuerte. Vier Armeen warfen die europäischen Großmächte ihm entgegen, jede 200.000 Mann stark. Rechtlich betrachtet, mischten sie sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs ein. Aber hatte Napoleon glauben können, man werde der Vertreibung Ludwigs XVIII. tatenlos zusehen? Man werde dulden, dass der revolutionäre Vulkan wieder Lava spuckte, dass Frankreich sich erneut zur Supermacht und er selbst sich wieder zum Oberkönig Europas erhob? Die Wiener Mächte waren entschlossen, eine Friedensordnung zu errichten, die auf dem Prinzip des Gleichgewichts beruhte und ein Wiederaufflammen der Revolution verhinderte. Der große Mann an der Spitze des ewig unruhigen Frankreich war mit dieser Zielsetzung unvereinbar.

Man hat die Hundert Tage „die Versuchung des Unmöglichen“ genannt.⁵ Sicher gab es eine Reihe von Faktoren, die auch anderen als Napoleon das Verbleiben auf der Insel unleidlich gemacht hätten. Vertragliche Zusagen wurden nicht eingehalten, Mordkomplote geschmiedet. Allein, der tiefere Grund für das halsbrecherische Rückkehrunternehmen war letztlich nur in ihm selbst zu finden. Wie sollte er, der alle Grenzen gesprengt hatte, der von den Göttern auf den Olymp gehoben worden war, sich mit der Lächerlichkeit seiner momentanen Existenz zufriedengeben? Wie sollte er der Versuchung widerstehen, mit einem einzigen Befreiungsschlag, der an Kühnheit alles Gesehene in den

Schatten stellte, seine Ausnahmestellung zu untermauern? Er musste herausbekommen, ob sein Stern ihn noch führte.

In der Kampagne von Belgien riskierte Napoleon noch einmal alles - und verspielte alles. Das Ungeschick einiger Armeeführer, unglückliche Zufälle und Fehler, die er selbst beging, führten die feindliche Koalition auf die Siegesstraße. Vielleicht hätte Napoleon die Schlacht in der *morne plaine*,⁶ der traurigen Ebene von Waterloo, für sich entscheiden können. Der Krieg jedoch war angesichts der überwältigenden Ressourcen der Gegner nicht zu gewinnen.

Despot der Erinnerung

Im Rechnungsbuch der Geschichte blieben die Hundert Tage also eine Episode, spektakulär, aber verzichtbar. Frankreich hatte nur Schaden davon: viele Tote, schmerzhaft Gebietsverluste, ein Besatzungsregime. Für den Hauptakteur hatten sie allerdings eine unvorhergesehene Folge. So paradox es klingt: Die Niederlage legte den Grundstein für den Napoleon-Kult, dessen sichtbarste Zeugen heute die vielen Straßen und Metro-Stationen in Paris sind, die die Namen der Großstaten des *Empereur* tragen. Ohne die „Invasion eines Landes durch einen Mann“, ohne Waterloo und ohne Sankt-Helena hätte der letzte Eintrag in Napoleons Curriculum vitae gelautet: Rentner auf Elba. Erst der kolossale Absturz gab dem Drama seiner Biografie die Vollendung. Aus einem Finale mit Pauken und Trompeten konnte die Legende erwachsen. An ihr webte Napoleon tatkräftig mit. Auf seinem Felsen-Eiland im Südatlantik führte er seinen allerletzten Kampf, den um den Nachruhm. Er diktierte den Gefährten des Exils sein Leben. Die Berichte, die daraus entstanden, waren natürlich geschönt; Schminke, auf die tiefen Scharten eines großen Lebens gelegt. Trotzdem

wurden sie vom Publikum verschlungen. Die stärkste Wirkung erzielte das *Mémorial de Sainte-Hélène* des Grafen Las Cases, das zu einem Jahrhundert-Bestseller wurde.

Unabhängig davon entfaltete sich eine Volkslegende, in der, seltsam genug, Napoleon zum Rächer der Enterbten mutierte, zum Messias, dessen Wiederkommen in der Halluzination des „März-Fiebers“ beschworen wurde. Der Kaiser fuhr fort, Frankreich zu beschäftigen, nicht mehr mit seinen Taten, sondern durch die Bildnisse seiner Taten. Wie bezwingend das neue Leben war, das Napoleon nach seinem Tod 1821 begann, bezeugte der Seufzer Chateaubriands: „Nachdem wir unter der Despotie seiner Person gelitten haben, leiden wir jetzt unter der Despotie seiner Erinnerung. Lebend stieß ihn die Welt zurück, tot besitzt er sie.“

An der Verbreitung der Napoleon-Legende wirkten Frankreichs größte Schriftsteller mit. Balzac, Hugo, Dumas und Stendhal griffen dankbar den Stoff der Hundert Tage auf. Wie hätte es anders sein können? Es sind ja nicht die glatten Lebenswege, die in den Bann ziehen, und die Bahnen des ungeteilten Glücks nachzuverfolgen, ist ein Reiz, der rasch verfliegt. Nur dort, wo sich der Mensch prometheisch gegen das Höhere auflehnt, entsteht das große Epos. Anfang 1814 ist Napoleon politisch erledigt, ein Fall für das Vergessen. Aber dann greift er zum zweiten Mal nach den Sternen und versucht, das Urteil der Geschichte zu annullieren – um wieder zu scheitern. Letztlich ist es die Herausforderung der Sterblichkeit, die Napoleons Abenteuer der Hundert Tage so frivol erscheinen lässt und es zugleich so faszinierend macht.

¹ Genau genommen waren es 94 Tage. Hier und da wird die Zeitspanne der Hundert Tage bis zum 8. Juli erweitert, dem Datum der Rückkehr Ludwigs XVIII. nach Paris. Das wären dann 110 Tage. Die Bezeichnung ist also in jedem Fall ungenau. Sie stammt übrigens von Chabrol de Volvic, dem Präfekten des Seine-Departements, einem Royalisten. Chabrol

empfang den zurückkehrenden König mit den Worten: „Sire, hundert Tage sind seit dem fatalen Augenblick vergangen, in dem Eure Majestät genötigt war, sich auf die Anhänglichkeit der Wertvollsten zu stützen und die Hauptstadt inmitten von Tränen und öffentlichen Klagen zu verlassen.“

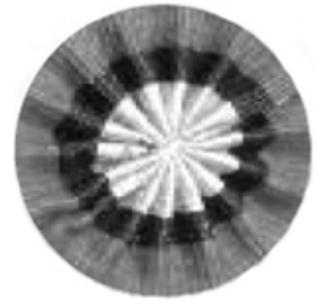
² 9./10. November 1799; mit dem Putsch wurde das Direktorium gestürzt. Die vollziehende Gewalt übernahmen drei Konsuln, neben Roger-Ducos und Sieyès Bonaparte, wie sich Napoleon damals noch nannte. Bereits am 24. Dezember wurde Napoleon zum Ersten Konsul ernannt.

³ In dem von Alexis Emery herausgegebenen Buch werden die handelnden Personen, deren Taten man kennt, mit Äußerungen konfrontiert, die man vielleicht schon vergessen hat, und auf diese Weise als Wetterhähne entlarvt.

⁴ Synonym für den revolutionären Volkskrieg.

⁵ Emmanuel de Waresquiel in seinem Buch „Cent Jours, la tentation de l'impossible“.

⁶ Nach dem Gedicht von Victor Hugo.



II. Sturz aus dem Olymp

Warum Napoleon? Die Antwort ist ziemlich einfach:
Weil er Genie hat. Weil er der Nachfolger von
Achilles, Cäsar und Alexander dem Großen
ist. Weil er den Lauf der Welt verändert und die Welt
vorbereitet, in der wir leben.
(...) Und vor allem weil er das außergewöhnlichste
historische und romaneske
Abenteuer aller Zeiten verkörpert. Die meisten Souveräne,
die ihrer Zeit ihr
Zeichen aufgeprägt haben, sind Erben. Sie besteigen den
Thron, um ihre Taten zu
vollbringen, wenn ihr Vater, ihr Onkel oder ihr Bruder
gestorben sind. Napoleon
ist der Sohn seines eigenen Werkes. Er erschafft sich selbst.
(JEAN D'ORMESSON)

Der Abschied

Seit den frühen Morgenstunden des 20. April 1814 drängen sich Menschen zu Hunderten hinter den an den Spitzen vergoldeten Gitterstäben, die den *Cheval Blanc*, den großen Vorhof des Schlosses von Fontainebleau, umgrenzen. Die Nachricht, der Kaiser habe auf seinen Thron verzichtet und werde Frankreich verlassen, hat die Neugierigen in Scharen

angelockt. Ist es eine gute oder eine schlechte Nachricht? In der angespannt schweigenden Menge werden die Meinungen darüber auseinandergehen. Aber keinem ist nach Streiten zumute in einem Augenblick, dessen Schicksalhaftigkeit für jeden spürbar ist.

Im Hof ist die Alte Garde zum *carré* angetreten. Wie immer bietet sie einen imposanten Anblick. Die Alte Garde, das sind die besten Soldaten Napoleons. Gemeinsam mit ihm haben sie Europa durchpflügt, haben Frankreich auf den Gipfel des Ruhms geführt. Sie nennen ihn ihren Vater, er nennt sie seine Kinder, seine *grogards*, und wahrhaftig, wie Brummbären sehen sie aus in ihren riesigen Bärenfellmützen. Viele dieser harten Männer kennt Napoleon mit Namen. Oft hat er mit ihnen am Biwakfeuer das Brot geteilt. Er hat sie umsorgt, hat sich um ihre Stiefel und um jedes Detail ihrer Ausrüstung gekümmert. Den doppelten Sold haben sie bekommen und waren deshalb beneidet. Als Letzte wurden sie in die Schlacht geworfen, dann, wenn es galt, die Entscheidung herbeizuzwingen. Des Kaisers Nimbus der Unbesiegbarkeit war auch ihr Nimbus, bis er zerbrach.



Napoleon I. verabschiedet die Kaiserliche Garde am 20. April 1814 im Hof des Schlosses von Fontainebleau. Gemälde von Antoine Alphonse Montfort nach einer Vorlage von Horace Vernet.

Neben der Garde zieht eine kleine Gruppe von Offizieren in fremden Uniformen die Aufmerksamkeit der Schaulustigen an. Es sind die Protokollbeamten des Abgangs, Vertreter der Siegermächte, die den Auftrag haben, Napoleon außer Landes zu bringen: General Graf Schuvaloff für Russland, General Graf Waldburg-Truchseß für Preußen, Generalleutnant Koller für Österreich und Oberst Campbell für England. Die drei Erstgenannten werden Napoleon nur bis zur Mittelmeerküste begleiten, während Campbell mit nach Elba übersetzen und dort ein wachsames Auge auf den Kaiser haben soll. Hinter dem Kommissars-Quartett liegen peinliche Stunden. Weil die Ausführungsbestimmungen des Vertrags, der ihm Elba als souveränen Besitz zusichert, auf sich warten lassen, hat Napoleon im Schloss plötzlich zu poltern begonnen und

seine Abdankung infrage gestellt. Nicht weniger als 1000 Depeschen habe er in den letzten Stunden erhalten, und in jeder einzelnen sei er beschworen worden, um Frankreichs willen die Macht zu behalten, schreit der Kaiser. Theater ist das, aber geduldig und respektvoll hören die Männer Napoleon zu. Sie wissen, wer vor ihnen steht, und haben bessere Manieren als jener Sir Hudson Lowe, der Napoleon später auf Sankt-Helena drangsaliert wird.

Endlich, es ist ein Uhr geworden, betritt der Kaiser über die in Hufeisenform geschwungene Freitreppe den Ehrenhof. Zuerst nähert er sich einer kleinen Schar Getreuer, die bunt zusammengewürfelt ist. Wonsowicz befindet sich darunter, der polnische Oberst, der ihm bei seiner legendären Flucht im Schlitten aus Litauen Begleitschutz gegeben hat, im Dezember 1812. Dabei ist auch Maret, Herzog von Bassano, Napoleons ehemaliger Kabinettschef und Außenminister. Unter den Offizieren sucht man vergebens die großen Namen. Nicht einer der Marschälle teilt die bittere Stunde von Fontainebleau. Aber die *grogards* sind da, in ihre Mitte tritt der Kaiser.

Soldaten meiner Alten Garde!

Ich nehme Abschied von Euch! Zwanzig Jahre lang habe ich euch nur mit Ehre und Ruhm bedeckt gesehen. In der letzten Zeit seid ihr, wie in den Tagen des Glücks, Muster von Treue und Tapferkeit gewesen. Mit Männern wie euch war unsere Sache nicht verloren. Aber der Krieg hatte kein Ende. Es wäre Bürgerkrieg ausgebrochen und Frankreich dadurch noch viel unglücklicher geworden.

Ich habe daher alle unsere Interessen im Interesse des Vaterlandes geopfert. Ich gehe! Ihr, meine Freunde, dient Frankreich weiter. Sein Glück war mein einziger Gedanke. Beklagt nicht mein Geschick. Wenn ich entschlossen bin weiterzuleben, so geschieht es, um auch noch ferner zu eurem Ruhm beizutragen. Ich will die großen Taten

beschreiben, die wir gemeinsam vollbrachten. Lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte euch alle an mein Herz drücken. Laßt mich wenigstens eure Fahne küssen.

Die Trommeln wirbeln. Ein letztes *Vive l'Empereur* bricht durch gepresste Kehlen. Einst haben diese raubeinigen, schnauzbärtigen Gesellen den ganzen Kontinent zum Zittern gebracht. Jetzt lassen sie ihren Tränen freien Lauf.

Der Abschied von der Garde ist wie Balsam auf die wunde Seele des Kaisers. Wie viel Abfall und Verrat hat er in den letzten Tagen gesehen! Aber seine Soldaten sind ihm treu geblieben. Der Gedanke rührt ihn. Was hat er ihnen schon gegeben, verglichen mit den Generälen oder den Geschwistern, den Hauptnutznießern seiner Macht! Mit Titeln und Reichtümern hat er diese überhäuft, und nun stehlen sie sich davon. Bloß auf das einfache Volk kann er bauen. Oder ist auch das nur eine Illusion? Als Napoleon in Fontainebleau in den Reisewagen steigt, ahnt er nicht, dass ihm die größte Demütigung noch bevorsteht. Je näher der aus sechs Kutschen und acht Gepäckwagen bestehende Zug ins Exil dem Süden kommt, desto verletzender werden die Umstände. Bereits in Moulins muss sich der Abgedankte Pöbeleien von Leuten gefallen lassen, die seinen Wagen umstellen und aus ihrer feindseligen Einstellung kein Hehl machen. Bei Valence stößt die Wagenkolonne auf den Marschall Augerau. Napoleon kennt ihn seit den Tagen des Italienfeldzugs. Augerau trägt den klangvollen Beinamen eines Herzogs von Castiglione; den Titel hatte ihm der Kaiser zum Geschenk gemacht. Der Marschall ist tatkräftig, aber ein kalter, grober Patron. Die Berliner können ein Lied davon singen; 1812 war er Stadtkommandant an der Spree. Anfang April hatte Augerau den Auftrag, Lyon gegen die Österreicher zu verteidigen, kapitulierte aber widerstandslos. Napoleon macht ihm jetzt deswegen Vorhaltungen. Was er nicht weiß, ist, wie schamlos sich der Herzog von Castiglione im April den Siegern angedient hat.

In einer Proklamation an seine Truppen ließ dieser Ludwig XVIII. hochleben und nannte den Kaiser einen Mann, „der seinem grausamen Ehrgeiz tausende von Menschen geopfert“, aber nicht den Mut besessen habe, „als Soldat zu sterben“.

In der Provence droht die Lage endgültig zu entgleisen. Hier haben die Bourbonen stets einen starken Anhang gehabt, während das Kaisertum nur flache Wurzeln fand. Die Rufe „Es lebe der König“ werden zahlreicher. In Avignon überwiegen schon die Drohungen. „Nieder mit dem Tyrannen!“ Vor der Ortschaft Orgon werden die Reisenden von einem Galgen empfangen, auf dem geschrieben steht: „Das wird früher oder später das Los des Tyrannen sein.“ Wer mag beurteilen, ob der Volkszorn sich spontan entlädt oder ob königliche Agenten die Stimmung aufgeputscht haben? Die Unsicherheit ist groß. Irgendwann erreicht die Reisenden das Gerücht, bezahlte Mörder seien dem Kaiser auf den Fersen. Napoleon hat auf einmal Angst. Die zügellose Masse ist ihm immer ein Gräuel gewesen. Beim *Brumaire*-Staatsstreich verlor er die Fassung, als er im Rat der Fünfhundert von wütenden Abgeordneten herumgestoßen wurde. Beinahe wäre der ganze Putsch misslungen. Ja, er hasst den Aufruhr, die leidenschaftliche Menge versetzt ihn in Panik. Gehetzt heftet er an seinen Hut eine weiße Kokarde,¹ schließlich schlüpft er, Gipfel der Schmach, in eine österreichische Uniform, um nicht erkannt zu werden.

Die letzten 200 Kilometer vor der Einschiffung in Fréjus sind ein wahrer Kreuzweg. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein kleiner Schritt.“ Diesen selbstironischen Satz hat er gesagt, als er nach der Katastrophe des Russlandfeldzugs unter falschem Namen in einem schäbigen Schlitten Richtung Paris eilte. Jetzt erfährt er, dass der Schritt vom umschmeichelten Cäsar zum Paria nicht größer ist. Überhaupt, die ganzen letzten 18 Monate sind ein einziger Albtraum gewesen. Erst der Verlust der

Großen Armee im östlichen Winter, dann die Hoffnung auf Revanche. An der Spitze einer neuen *Grande Armée*, von ihm in einem ungeheuren Kraftakt aus dem Boden gestampft, bezwingt er Preußen und Russen bei Lützen und Bautzen. Wie begeistert und aufopferungsvoll haben die jungen Rekruten dieses letzten Aufgebots gefochten! „Jetzt bin ich wieder Herr von Europa“, äußert er am Abend der Lützener Schlacht gegenüber dem getreuen Duroc. In Wirklichkeit wird 1813 das taumelnde Imperium nur noch von Napoleons Willen getragen. Mit dem Abfall Österreichs, den Metternich schlangengleich vorbereitet hat, beginnt der Einsturz. Noch ein Punktsieg bei Dresden, dann folgt im Oktober der Niederschlag von Leipzig. Als ob ein gewaltiger Strom seine Fließrichtung verkehrt hätte, ist seither alles nur noch ein Zurückfluten gewesen. Am Neujahrstag 1814 überquert Blücher den Rhein bei Kaub. Eine Woche später dringt Schwarzenberg aus der Schweiz über die Grenze. Zwei Jahrzehnte sind Frankreichs Soldaten nur vorwärts marschiert. Sie haben in der Gluthitze der ägyptischen Wüste gekämpft und an der eisigen Beresina, haben vor Wien die Österreicher besiegt und in Thüringen die Preußen. Der Krieg ist immer da gewesen, aber doch, von der Heimat aus gesehen, immer irgendwo anders. Jetzt hat er Frankreich erreicht. Damit hat sich die Gesetzlichkeit des Krieges verändert, der Preis des Ringens ist ein anderer geworden. Es geht nicht mehr um neue Provinzen. Das Kernland muss gerettet werden. Aus Napoleon, dem Eroberer, wird Napoleon, der Verteidiger. Und noch einmal beweist er sein Genie. Die Historiker werden sagen, dass er seine besten Schlachten in diesen ersten Monaten des Jahres 1814 geschlagen hat, als der Krieg nicht mehr gewonnen werden kann. Fünffach ist die Übermacht des Feindes. Durch Verrat wird sie mit jedem Tag größer.

Im Niedergang ist nichts Erfreuliches, besonders deprimierend ist der Abfall. Er begegnet dem Starken unweigerlich beim ersten Anzeichen der Schwäche. Als